

# Überlebenskampf mitten in der Stadt

Im Stuttgarter Rotlichtviertel bringt die harte Konkurrenz unter den Prostituierten das Zusammenleben durcheinander

Seit mehr als hundert Jahren gibt es im Leonhardsviertel Bordelle. Das Nebeneinander mit Anwohnern ging lange gut, doch durch den härteren Wettbewerb unter den Dirnen hat sich das Klima verändert. Die Behörden versuchen, die Lage zu entschärfen.

Ulrike Heitmüller, Stuttgart

Sie mögen auf den ersten Blick nicht so recht zusammenpassen, die Leute, die sich im mittleren Sitzungssaal des Stuttgarter Rathauses versammelt haben. Bordellbetreiber und Polizisten, Mitglieder der Hells Angels und Mitarbeiter der Caritas, Gastronomen und Klubbetreiber, Immobilieneigentümer und Anwohner. Sie alle kommen aus dem Leonhardsviertel, dem Stuttgarter Rotlichtquartier. Und sie wollen sich an diesem Abend über Armutsprostitution, zu teuren Wohnraum und die Rolle der Stadt bei der Entwicklung ihres Viertels streiten.

## Schule und Strassenstrich

Das Leonhardsviertel ist einer der ältesten Teile Stuttgarts, genauer: die älteste Stadterweiterung des mittelalterlichen Kernbereichs. Drei Hektaren ist das Viertel gross und beherbergt rund 800 Personen in etwa 450 Wohnungen. Viele Häuser stammen aus dem 17. Jahrhundert; Namen wie Henkershaus, Armenhaus oder Handwerkerhaus erinnern an ihre frühere Funktion. Die evangelische Leonhardskirche, die dem Viertel den Namen gab, steht am Rande des Viertels, dessen Charakter durch das Rotlicht gefärbt wurde: Neben mehr als zwanzig Bordellen gibt es im Viertel auch einen Strassenstrich – obwohl es Sperrbezirk ist. Das Viertel zieht aber längst nicht nur Freier an – es ist Ziel für durchaus wohlhabende Ausgehfreudige und Alternative zugleich. Die Zeiten, in denen man im Leonhardsviertel günstig wohnte, sind allerdings vorbei. Die Anwohner beklagen, der Wohnraum sei zu teuer, der Strassenstrich zu aufdringlich geworden.

Veronika Kienzle hat die Bewohner des Viertels deshalb an diesem Abend ins Rathaus geladen. Schon vor zehn Jahren ist sie zur ehrenamtlichen Bezirksvorsteherin gewählt worden; sie kennt die Entwicklung und die Sorgen des Viertels. Der Saal ist brechend voll. Das Mikrofon wandert durch die Reihen. Eine Frau meldet sich zu Wort: «Es schien erst ruhiger zu werden», sagt sie. Doch seit der Eröffnung eines Cafés, in dessen Umgebung oft Prostituierte herumhingen, habe sie ein schiefes Gefühl. In der Gegend liege überall Müll herum. Sie habe das Gefühl, dass die Gegend kippe. Eine andere Frau erzählt, dass einige Kinder ihren Sohn nicht mehr besuchen dürften, weil er im Leonhardsviertel lebe. Jemand beklagt, dass die Fenster der Schule am Rande des Viertels hatten zugeklebt werden müssen – die Schüler würden sonst direkt auf den Strassenstrich schauen.

«Das Leonhardsviertel ist schon seit über hundert Jahren ein Rotlichtge-



Warten auf Kundschaft: Viele Prostituierte kommen aus dem Osten.

SUSANNA SCHELHORN

biet», sagt Kienzle später. Früher habe es ein einvernehmliches Nebeneinander von Milieu und Nicht-Milieu gegeben. Die Prostituierten seien tagsüber normal gekleidet und mit besten Manieren in der Stadtgesellschaft umher spazierte, so dass man von vielen nicht gewusst hätte, wie sie ihr Geld verdienten. Heute sei das anders. Viele Frauen arbeiteten unter einem wahnsinnigen Druck und daher auch sehr aggressiv. So komme es vor, dass sie vorbeigehenden Männern in den Schritt fassten, sagt Kienzle. Die vier regulären Bordelle im Viertel werden auf einer Website beworben, die fast zwanzig illegalen dürften davon profitieren – Konkurrenz belebt das Geschäft.

## Machtlose Polizei

Dass es im Leonhardsviertel so viele Bordelle gibt, geht nicht zuletzt auf die Politik der Stadt Stuttgart zurück, die – schliesslich sogar noch entgegen den Stimmen aus Kienzles Bezirksbeirat – bis zum Jahr 2007 Gebäude verkauft hatte, teilweise direkt an Bordellbetreiber. Dabei hätten seit Mitte der achtziger Jahre gar keine Bordelle mehr eingerichtet werden dürfen. Aus der Zeit

davor gibt es noch vier alteingesessene Etablissements, zwar nie genehmigt, aber mit Bestandsschutz, also quasi legal. Laut einem Sprecher besitzt die Stadt noch 14 Gebäude, die sie nicht verkaufen will. Im Gegenteil: Ergäben sich für die Stadt Möglichkeiten, Gebäude im Leonhardsviertel zu erwerben, werde dies geprüft, heisst es.

Das dürfte allerdings nicht so einfach sein. Selbst wenn die Stadt Vorkaufsrecht hat, liegt die Vermutung nahe, dass eine Privatperson zwei- bis dreimal so viel zahlt. Und: Bei der Zimmervermietung verdient man an einer Prostituierten mehr als an Studenten. Manche Neu-Eigentümer hätten darum ihre Häuser innerhalb weniger Wochen in illegale Bordelle umgewandelt, erzählt man sich. Man habe nachts Besoffene in die Häuser geschickt und Freier, die überall geklingelt hätten. Da seien die «normalen» Bewohner bald gegangen und Prostituierte eingezogen.

Diese arbeiten oft unter verschärften Bedingungen. Laut der Stadtverwaltung zahlt eine Prostituierte in einem legalen Bordell täglich 120 bis 160 Euro Zimmermiete. Frauen, die diese Miete nicht aufbringen können – oder dürfen, weil sie von einem Zuhälter unter

Druck gesetzt werden –, suchen Unterschlupf in illegalen Häusern zweiter Klasse. Dort kostet das Zimmer «nur» 50 bis 60 Euro pro Tag. Aber die hygienischen Bedingungen sind oft schlecht, und die Frauen müssen ihre Freier auf dem Strassenstrich suchen. Das ist hart, denn erstens stellen sie dort eine unbeliebte Konkurrenz für die Frauen dar, die in den regulären Bordellen auf Freier warten. Und zweitens sind sie da recht leicht zu erwischen.

Trotzdem scheint die Polizei wenig ausrichten zu können, nicht einmal im Sperrbezirk. Zwar beschwerten Anwohner und Gastronomen sich am runden Tisch über den Strassenstrich. Aber Polizei und Verwaltung kontern: Bei einer Kontrolle verschänden die Frauen in Wohnhäusern oder Restaurants – weil die Eigentümer ihnen Unterschlupf gewährten.

## Klauen lohnt sich eher

Die Lage der Prostituierten habe sich tatsächlich verschlechtert, sagt Thomas Geiger von der Pressestelle der Stuttgarter Polizei. Bis vor einem Jahr war er der stellvertretende Leiter des Ermittlungsdienstes Prostitution, einer in Deutschland einzigartigen Dienststelle. «Vor der EU-Osterweiterung war der Strassenstrich mehr oder weniger in der Hand von Drogenabhängigen», sagt er. Aber die seien von Rumäninnen, Bulgariinnen und Ungarinnen verdrängt worden. Sie sagten, für sie lohne es sich nicht mehr. «Wenn ein Freier gut verhandelt, dann ist für 15 Euro alles drin», sagt Geiger. Manche Frauen seien von sozialen Einrichtungen aufgefangen worden, andere seien «umgestiegen»: «Die sagen mir, klauen sei lukrativer.»

Diese Art Zweiklassengesellschaft im Rotlichtmilieu kritisiert vor allem die Frau, die sich seit Jahrzehnten um Prostituierte im Viertel kümmert: Sabine Constabel. Sie ist Sozialarbeiterin beim Gesundheitsamt und arbeitet im Café La Strada, einer Anlaufstelle für Prostituierte. Zu ihr kommen praktisch keine Schwäbinnen mehr, sondern 18- oder 19-jährige Armutsprostituierte, vor allem aus Südosteuropa. Sie würden von Familienmitgliedern nach Deutschland geschickt und stünden unter extremem Druck, das Geld nach Hause zu schicken. Diese Stimmung schlage sich im ganzen Viertel nieder, sagt Constabel. «Das ist natürlich auch eine Belastung für die Anwohner», sagt sie. Was man früher als wild-romantisch empfunden habe, werde nun als störend empfunden. Früher habe man einander gekannt, heute seien die Bewohner konfrontiert mit jungen Frauen, die sich anders benähmen und zudem praktisch kein Deutsch sprächen. Das schlägt auch auf die Arbeit von Constabel nieder. Früher kamen die Frauen zu ihr ins Café wie in ein Wohnzimmer, um zu reden. Heute sind ihre Bedürfnisse meist viel grundlegender: Sie sind gezeichnet von ihrer prekären Lebenssituation, stehen oft unter starkem Druck der Freier und brauchen nicht selten medizinische Hilfe.

Solch ein Gefälle macht ein Nebeneinander aber schwierig. Seit Veronika Kienzle zur ehrenamtlichen Bezirksvor-

steherin gewählt wurde, versucht sie in mühevoller Kleinarbeit, das soziale Gefüge im Quartier wieder einträglicher zu gestalten. Die Bordellbetreiber – drei der vier legalen Bordelle gehören zwei Männern – sehen sich da nicht so sehr in der Pflicht. Sie positionieren sich als Immobilienunternehmer, haben in den Häusern, in deren Fluren sich die Prostituierten in Unterwäsche anbieten, ein Büro. Doch ausgerechnet die alteingesessenen Hasen im Geschäft, die ihren Namen nicht in der Zeitung lesen wollten, bekamen unlängst die härtere Linie der Politik zu spüren.

## Für manche der richtige Ort

Sie erwarben ein Haus aus dem Jahr 1888, das früher ein Spielzeugmuseum beherbergte, und richteten Zimmer, Duschen und Toiletten ein. Bald wohnten dort Prostituierte. «Man konnte nicht ernsthaft davon ausgehen, dass die Stadt das zumacht», erinnert sich der eine. Man sei quasi geduldet gewesen. Doch offenbar wolle man diesen Kurs korrigieren. Nach einer Auseinandersetzung vor dem Zivil- und später dem Landgericht gaben die Hausbesitzer den Bordellbetrieb auf. Hier schaltete sich Veronika Kienzle ein: Sie stellte den Kontakt zur Caritas her, und die Besitzer vermieteten das Haus an die katholische Sozialeinrichtung. Anstelle von Prostituierten wohnen in dem Sozialhotel nun ehemalige Obdachlose oder Menschen mit leichten psychischen Erkrankungen. Die Stadt zahlt den Besitzern 30 Euro pro Person und Tag. «So war es halt eine normale Immobilieninvestition», sagt einer der Besitzer. Er habe doch lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach.

Der Betreiber der Einrichtung findet seinerseits, dass seine Klientel gut ins Leonhardsviertel passe: Wer von der Sucht gezeichnet sei, habe es in einem bürgerlichen Viertel oft schwerer, weil er auffalle, sagt er. Er kann sich in Stuttgart deshalb keinen besseren Standort für sein Sozialhotel vorstellen.



Analyn und Mburu rechnen mit Ihrer Hilfe.

CO-OPERAID ermöglicht Kindern aus armen Familien in Afrika und Asien, eine Schule zu besuchen und später ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Danke für Ihre Spende! PC 80-444-2

**CO:OPERAID**  
Bildung für Kinder in Afrika und Asien